

Luzern, 2. November 2011

Dies academicus 2011

Wissenschaft und Gender

Akademische Rede von Prof. Dr. Monika Jakobs, Dekanin der Theologischen Fakultät

Jüngere mögen es fast nicht mehr glauben, dass bis in die 1970er Jahre Ehemänner zustimmen mussten, wenn ihre Frauen berufstätig werden oder ein eigenes Konto eröffnen wollten. Heute sind Frauen in der Politik, in der Wissenschaft, in der Rechtsprechung, in der Medizin und in den Medien zunehmend vertreten – Ausnahmen bilden die Spitzenpositionen von Wirtschaft und Finanzwesen. Für viele Frauen der jüngeren Generation ist das F-Wort vollkommen daneben, weil es für sie Verbissenheit und Ideologie signalisiert. In der Wissenschaft hat inzwischen *Gender* die Bezeichnung *Frauenforschung* oder gar *feministisch* ersetzt; es hat sich als wissenschaftspolitisch marktgängiger erwiesen. Judith Butler betrachtet Gender-Studies-Programme als eine Möglichkeit, einen akademischen Bereich zu legitimieren und doch abzulehnen.¹

Genderstudies werden fast ausschliesslich von Frauen betrieben. Ist die Frage nach dem Geschlecht letztendlich nur Sache der Frauen, die noch nicht begriffen haben, dass Frauen alles möglich ist?

1. Feminismus: Option für die Sache der Frauen

1.1 Biologie ist nicht Schicksal: Sex und Gender

«Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.»² Während die sog. Erste Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts noch damit überzeugen musste, ihre Forderungen, wie nach Bildung und Wahlrecht, würden nicht gegen das Wesen der Frauen verstossen, sie nicht an der Erfüllung ihrer ureigenen Aufgaben hindern, stellte die sog. Zweite Frauenbewegung genau dieses «Wesen der Frau» in Frage. Es wird traditionell biologisch begründet, vor allem mit der Gebärfähigkeit. De facto trug diese Rhetorik zur Mindereinschätzung von Frauen und zu ihrem Ausschluss aus von wichtigen gesellschaftlichen Bereichen.

Simone de Beauvoir, eine der ersten und einflussreichsten Theoretikerinnen der zweiten Frauenbewegung, setzt genau dort an. Sie stellt die «natürliche» Begründung der Geschlechtsunterschiede, ihre Essentialisierung, in Frage und entlarvt sie als Ideologie. Vielmehr sei zwischen biologischem und sozialem Geschlecht zu unterscheiden. Diese Unterscheidung spiegelt sich im heutigen Sprachgebrauch von *Sex* (biologisches Geschlecht) und *Gender* (soziales Geschlecht/Geschlechtsrolle/Geschlechtsidentität). Die Ausprägungen von geschlechtskonformes Verhalten, von Beauvoir ausführlich beschrie-

¹ Hof, Renate: Geschlechter(in)differenz. Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘, in: Müller, Sabine L./Schütting, Sabine (Hg.): GeschlechterRevisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften, Königstein/TS 2006, 105.

² De Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek 1951 (Original 1949), 265

Luzern, 2. November 2011

ben, seien sie nun äusserlicher Natur oder auf die Persönlichkeit bezogen, sind kulturell bedingt.

Sie argumentiert so: Um als Frau zu gelten, reiche es offensichtlich nicht aus, biologisch weiblich zu sein. «Es [das Menschenweibchen] muss erst an jener geheimnisvollen und gefährdeten Wirklichkeit teilhaben, die man ‹Weiblichkeit› nennt. Ist dies eine Substanz, die von den Ovarien ausgeschieden wird? (...) Genügt das Seidenrascheln eines Unterrocks, um es wieder auf die Erde niedersteigen zu lassen?»³

Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender ist grundlegend für die Forderung nach Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau im 20. Jahrhundert. Niemand darf wegen seiner – biologischen – Geschlechtszugehörigkeit benachteiligt werden. (Nur so am Rande: Die biologistische Argumentation findet sich analog auch beim Rassismus. Auch hier dient sie zur Legitimierung sozialer Verhältnisse.)

1.2 Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit: Androzentrismus

Für die erste Generation feministischer Wissenschaftlerinnen war die Sichtbarkeit von Frauen ein hauptsächliches Anliegen, am deutlichsten in den Disziplinen, die mit geschichtlicher Tradition befasst sind und dadurch kulturelles Erbe und kulturelle Identität massgeblich mitbestimmen: Geschichte, Literaturwissenschaft, Theologie u.a.. Die Frauenforschung will die Lücken füllen, die eine auf Männer konzentrierte Wissenschaft hinterlassen hat und ihre blinden Flecken aufdecken. Sie reagiert damit auf eine Situation, die schon Virginia Woolf in ihrem Essay *Ein Zimmer für sich allein* beschrieb: Auf den Regalen, welche unsere Kultur und Geschichte in Büchern beherbergen, sind Frauen eine Ausnahme. «(...) oft erscheinen sie für einen kurzen Augenblick in den Biografien der Grossen, dann huschen sie wieder in den Hintergrund zurück (...).»⁴ Frauenforschung befasst sich mit Wirksamkeit und Bedeutung von Frauen in Literatur, Kunst, Musik, Religion usw.; ein typisches Ergebnis ist z.B. die mehrbändige *Geschichte der Frauen* von Georges Duby und Michelle Perrot⁵ oder die Frage von Joan Kelly, ob auch Frauen eine «Renaissance» erlebt hätten, und ihre Antwort lautet, «zumindest nicht während der Renaissance».⁶

Daraus ergeben sich grundlegende hermeneutische Fragen. Waren Frauen weniger bedeutsam, haben sie weniger Wichtiges hervorgebracht oder wurde sie in der androzentrischen Geschichtsschreibung verschwiegen? In welchen Quellen sind sie «mitgemeint», ohne explizit erwähnt zu werden? In diesem Bereich übrigens feministisch orientierte Bibelforschung einen erheblichen Erkenntnisfortschritt gebracht.

Der Androzentrismus ist nicht nur Ursache für die Unsichtbarkeit von Frauen hervorgebracht, sondern paradoxerweise ihre Sichtbarkeit – die Sichtbarkeit des Geschlechts. Das «Normale» ist männlich, das «andere» ist weiblich. Das stellte 40 Jahre vor Simone de Beauvoir schon der Soziologe Georg Simmel fest:

«Dass das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist, sondern zum Allgemein-Menschlichen wird, (...) – dies wird, in mannigfachen Vermittlungen, von der Machtstellung der Männer getragen. Drückt man das geschichtliche Verhältnis der Geschlechter einmal krass als das des Herrn und des Sklaven aus, so gehört es zu den Privilegien des Herrn, dass er nicht immer daran zu denken braucht, dass er Herr ist, wäh-

³ De Beauvoir, 8.

⁴ Woolf, Virginia: *Ein Zimmer für sich allein*, Frankfurt/M. 1983 (Erstveröff. 1929), 33. Den Hinweis verdanke ich Conrad, Anne: *Frauen- und Geschlechtergeschichte*, in: Maurer, Michael: *Aufriss der historischen Wissenschaften 7. Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, 230.

⁵ Frankfurt/M. u.a. 1993 ff.

⁶ Kelly-Gadol, Joan: *Did Women have a Renaissance?*, in: Bridenthal, Renate/Koonz, Claudia (Hg.): *Becoming Visible. Women in European History*, Boston 1977, 137-164.

Luzern, 2. November 2011

rend die Position des Sklaven dafür sorgt, dass er seine Position nie vergisst. Es ist gar nicht zu verkennen, dass die Frau ausserordentlich seltener ihr Frau-Sein aus dem Bewusstsein verliert als der Mann sein Mann-Sein. Unzählige Male scheint der Mann rein Sachliches zu denken, ohne dass seine Männlichkeit gleichzeitig irgendeinen Platz in seiner Empfindung einnehme (...).»⁷

Die androzentrische Haltung ist sich ihrer geschlechtlichen Prägung nicht bewusst – sie kommt als «allgemein menschlich» oder auch «allgemein wissenschaftlich» daher. Diese universalistische Selbstverständlichkeit, die sich z.B. so äussern kann: «Der Geist hat kein Geschlecht» wird Frauen kaum zuerkannt; wenn eine Frau sichtbar ist, ist sie in ihrem Geschlecht sichtbar. Künstlerinnen müssen sich immer wieder die Frage gefallen lassen, ob es eine «weibliche Kunst» gebe, Managerinnen, ob sie einen «weiblichen Führungsstil» hätten.

1.3 Gleichheit oder Differenz

Wenn man die Lage der Frauen verbessern will, soll man auf Gleichheit plädieren oder auf Differenz? Soll man hervorheben, dass Frauen Menschen, Bürgerinnen, Subjekte sind wie Männer auch oder dass sie gerade anders sind und der Gerechtigkeit halber eben anders behandelt werden müssen als Männer?

Prenzel hat richtig darauf hingewiesen, dass die Betonung der Verschiedenheit konservativ besetzt ist. In der demokratischen Tradition gäbe es kaum ein emanzipatorisches Konzept von Verschiedenheit; die Betonung der Verschiedenheit, z.B. nach Leistung, nach Begabung, nach «Kultur», ist eher in Argumentationen zu finden, die Hierarchien rechtfertigen.⁸

Der liberale oder Gleichheitsfeminismus fordert eine gleichberechtigte Teilhabe an männlichen Privilegien und Auflösung der traditionellen Frauenrolle – er setzt auf Gleichheit. Das Gemeinsame der Geschlechter ist das Menschliche. Das ist verständlich auf dem Hintergrund, dass das volle Menschsein Frauen lange abgesprochen wurde. Gegen den Gleichheitsfeminismus wird moniert, dass Gleichberechtigung um den Preis der Vermännlichung eingefordert wird. Diesen Vorwurf musste sich insbesondere auch Simone de Beauvoir gefallen lassen.

Die sogenannte Differenztheorien betonen hingegen die Unterschiede zwischen Frauen und Männern und fordern die Aufwertung des Weiblichen. Frauen hätten Eigenschaften wie z.B. Friedfertigkeit, Fürsorglichkeit und Emotionalität, auf welche die Gesellschaft nicht verzichten könne. Die politische Zielsetzung bewegt sich in einem Spektrum zwischen Aufwertung des unbezahlten Frauenarbeit (z.B. in der Forderung eines Hausfrauenlohnes) bis hin Umkehrung der hierarchischen Verhältnisse: das Weibliche soll aufgewertet und die Gesellschaft feminisiert werden. In diesen Bereich gehört auch die Renaissance der Matriarchatstheorien des 19. Jahrhunderts. Dem Differenzfeminismus wurde vorgeworfen, dass er eine romantische, unrealistische Schwesterlichkeit beschwöre, die Unterschiede zwischen Frauen nicht beachte und traditionelle Geschlechtsrollen letztendlich zementiere.

2. Gender: Die Emanzipation des Geschlechts von der Natur

2.1 Bedeutungsänderung von «Gender»

Ein reiner Frauenforschungsansatz stösst schnell an Grenzen: Frauenforschung geht nicht ohne Blick auf Männer, oder genauer, ohne den Blick auf das Geschlechterverhältnis.

⁷ Simmel, Georg: Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem, in: Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Frankfurt/M. 1985, 200-223, hier 201.

⁸ Prenzel, Annedore: Pädagogik der Vielfalt, Opladen ²1995, 35.

Luzern, 2. November 2011

Frauenforschung stösst auch dann an Grenzen, wenn Geschlecht als ein askriptives Merkmal behandelt wird, d.h. eine der sozialen Praxis und geschichtlichen Veränderung entzogene Kategorie. Frausein und Mannsein sind in ständiger Veränderung begriffen. Wenn man sich also mit Frauen in der frühen Christenheit, im soundsovielten Jahrhundert, in der Französischen Revolution beschäftigt, kann man nicht das gleiche Verständnis und Bewusstsein dieses Frauseins voraussetzen.

Eine dritte Grenze der Frauenforschung liegt dort, wo die Geschlechter tendenziell als in sich homogene Gruppe behandelt werden – wobei das kein generelles Verdikt über die Frauenforschung ist.

Diese Begrenzungen haben zu einer Bedeutungsänderung von *Gender* geführt. *Gender* bezeichnet nun das Geschlechterverhältnis im Ganzen bis hin zur grundsätzlichen Infragestellung der der Zweigeschlechtlichkeit.

2.2 Irigaray und Butler

Verbunden ist diese Bedeutungsveränderung mit den Namen Luce Irigaray und Judith Butler. Irigaray kommt aus der Psychoanalyse und bezieht sich auf Lacan und den Poststrukturalismus, Judith Butler auf Foucault, Derrida und den Dekonstruktivismus.⁹

Irigaray kritisiert die Verdrängung der sexuellen Differenz, welche die Wirkmächtigkeit von Geschlechterverhältnissen verleugnet. «La femme n'existe pas.» Die Frau hat keinen Ort in der symbolischen Ordnung, sie ist lediglich Phantasie- und Begehrensobjekt des Mannes. Deshalb müssen sich Frauen eine eigene symbolische Ordnung erschaffen, ein Vorstellungsraum, in dem sie ohne männliche Vermittlung in ein soziales Verhältnis zueinander treten und sich auf dem Weg zu einem Dritten machen könnten. Ziel ist es, ein weibliches Symbolsystem ohne Referenz auf das männliche zu schaffen. Das klingt sehr nach alter Differenztheorie. Neu ist bei Irigaray, dass in ihrem Denken durchaus Differenzen mitgedacht werden.

Einen anderen Weg geht Judith Butler. Sie sieht die Wurzel des Übel im Denken der Zweigeschlechtlichkeit selbst.

Während die Unterscheidung von *Sex* und *Gender* darauf beruht, dass sich *Gender* in einem kontinuierlichen Veränderungsprozess befindet, *Sex* aber als gegeben anzusehen ist, stellt Butler auch die Objektivität und biologische Materialität des Körpers radikal in Frage. Auch der bisher als «natürlich» angesehene Körper habe eine Geschichte, sagt sie mit Blick auf Foucault. Einen unvermittelten Zugang zu einer reinen Natur, zu einem natürlichen Körper und damit zur Zweigeschlechtlichkeit gibt es nicht. Der Geschlechtskörper ist diskursiv situiert. Damit hat sich die Unterscheidung zwischen *Sex* als biologisch und *Gender* als geschichtlich-sozial hat sich überholt.

«Wenn man den unveränderlichen Charakter des Geschlechts bestreitet, erweist sich dieses Konstrukt namens «Geschlecht» vielleicht als ebenso kulturell hervorgebracht wie die Geschlechtsidentität. Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (*sex*) schon immer Geschlechtsidentität (*gender*) gewesen, so dass sich herausstellt, dass die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist. Wenn also das Geschlecht (*sex*) selbst eine kulturell generierte Geschlechterkategorie ist, wäre es sinnlos, die Geschlechtsidentität (*gender*) als kulturelle Interpretation des Geschlechts zu bestimmen.»¹⁰

Die Zweigeschlechtlichkeit besteht darin, dass jeder Mensch sich eindeutig und lebenslang einem von zwei möglichen Geschlecht zuordnet und sich entsprechend der Geschlechtererwartungen verhält. Sie entfaltet eine starke normative Kraft, deshalb spricht

⁹ Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M. 1991. (Orig. *Gender Trouble*, London 1990); Irigaray, Luce: Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979.

¹⁰ Butler, 24.

Luzern, 2. November 2011

man auch von Heteronormativität. Diese schliesst Geschlechtsidentitäten, sexuelle Präferenzen, ja Weltdeutungen aus, die der Zweigeschlechtlichkeit nicht entsprechen. Im Genderdiskurs hat Butler gewissermassen den Sieg davon getragen, was die Rezeption anbetrifft, auch wenn diese äusserst kontrovers ist. Sie ist viel kritisiert und viel missverstanden worden. Von feministischer Seite wurde eingewendet, dass sie mit dem Infragestellen der Zweigeschlechtlichkeit die Möglichkeit für jedes frauenpolitisches Handeln aufgibt. Wenn die Geschlechtsgrenzen verschwimmen, haben die Genderforschung oder das politische Eintreten für Frauen ihre Berechtigung verloren.¹¹

2.3 Doing Gender

Die durch Butler (und andere) angestossene Diskussion führt in direkter Linie zur Performativität des Geschlechts. Das heisst: Geschlecht ist nicht einfach da, noch «hat» man es ein für alle Mal, vielmehr wird es immer wieder «getan».

Bezogen auf das Individuum heisst das: die Zuordnung zu einem Geschlecht führt im Laufe des Sozialisationsprozesses – meistens – zu einer Verhaltenssicherheit, was ein Mädchen tut, was ein Junge tut. Die Geschlechtszugehörigkeit braucht eine kontinuierliche, wenn auch kaum bewusste, Vergewisserung sich selbst und der Umwelt gegenüber.¹²

Gender wird in einer Gesellschaft durch Interaktionen immer wieder hergestellt. «Doing Gender» erschöpft sich jedoch nicht in der unveränderten Reproduktion einer starren Konvention; vielmehr kann können sich im Laufe der Zeit Grenzen des Geschlechts verändern, ausweiten, verschieben. In der Weise, Geschlecht zu inszenieren ergibt sich eine Bandbreite dessen, was innerhalb eines Geschlechts möglich, ja akzeptabel ist. Es kommt es zu Überschneidungen und «Grauzonen».

Trotzdem erscheint die Zweigeschlechtlichkeit mit den damit verbundenen kulturellen Normen als «natürlich». Die «Natürlichkeit» der Zweigeschlechtlichkeit wird gerne auch dort beschworen, wo man sich der «Natur» besonders nahe wähnt, nämlich bei Tieren. Kirsten S. Ebeling zeigt in einem sehr lesenswerten kleinen Beitrag auf, wie Zweigeschlechtlichkeit in Zoos dargestellt wird. Auf den Tafeln befinden sich überproportional viel Informationen über Geschlechter z.B. über das Gewicht von Männchen und Weibchen, oder über die Fortpflanzung der Tiere. Die Beschreibung des Verhaltens der Tiere bewegt sich entlang menschlicher Geschlechtsstereotypen. «Von der Norm der Zweigeschlechtlichkeit abweichende Geschlechter oder Sexualitäten werden hingegen sind nur selten zu finden, wie etwa die Fortpflanzung der Seepferdchen und der Geschlechterwechsel der Clownfische. Gleichgeschlechtliches Sexualverhalten wird in den besuchten Zoos nicht benannt (...).»¹³ Dies ist bemerkenswert, weil die Zoos und ihre Tiere als authentische Repräsentanten von «Natur» gelten.¹⁴

2.4 Verschwimmende Grenzen

Wodurch zeichnet sich also der neue Genderbegriff aus?

¹¹ Der zweite Linie der Kritik betrifft die Bedeutung der Materialität für die Identität. Es wurde ihr vorgehalten, der Körper sei nach ihrem Verständnis sei ein reines Diskursprodukt, die Materialität menschlicher Existenz verkomme zu einer blossen Fiktion, eine Kritik, die noch zu differenzieren wäre.

¹² Vgl. Faulstich-Wieland, Hannelore: Sozialisation und Geschlecht, in: Hurrelmann, Klaus (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung, Weinheim 2008, 242.

¹³ Ebeling, Kirsten Smilla: Tierisch menschliche Geschlechter, in: Qualbrink, Andrea u.a. (Hg.): Geschlechter bilden, Gütersloh 2011, 57.

¹⁴ Ebeling, 53.

Luzern, 2. November 2011

- Ob man Butler nun folgen mag oder nicht, soviel kann man sagen: Die Sicherheit der Grenze zwischen biologischem und soziokulturellem Geschlecht wird in Zweifel gezogen.
- Ein zweites Merkmal ist die Vielfalt innerhalb der Geschlechter. Man muss nicht gleich so weit gehen, von einer Vervielfältigung der Geschlechter zu sprechen. «[Es herrscht](...) Einigkeit darüber, dass eine klare Gegenüberstellung von zwei Geschlechtern, ohne Abstufungen oder «Mischformen», nicht möglich ist. Diese Überlegung ist auch mit unserer gegenwärtigen Alltagsrealität in Einklang zu bringen. Die Grenzen zwischen den Geschlechtern sind sehr viel «fließender» geworden.»¹⁵

Gerade die immer wiederkehrenden Rollbacks bis hin zur biologistischen Argumentation zeigen aber auch, dass die Genderperspektive als konträr zu gewohnten Alltagsannahmen wahrgenommen werden kann; sie wird als die Verkomplizierung des Offensichtlichen angesehen. Bei dem Thema Geschlecht fühlen sich alle als Expertinnen und Experten, alle haben ihre Geschichten zu erzählen. Kritische Perspektiven stellen dagegen u.U. das eigene Selbstverständnis und das Selbstbild in Frage.

Die These von der Konstruktion des Geschlechtes ist verbunden mit der Hoffnung, dass den nunmehr dekonstruierten Rollenzwänge leichter zu entkommen sei. Jedoch wird die Stabilität dieser zweigeschlechtlichen Konstruktion, sei sie nun sozial oder biologisch, unterschätzt. Man könnte sogar behaupten, biologische Gegebenheiten seien heute leichter zu ändern als soziale.

Renate Hof resümiert: «Was ändert sich eigentlich, wenn wir von «sozialen Konstruktionen» sprechen? (...) gar nichts. Was sich ändern muss, sind die Erklärungen, die zeigen oder begründen sollen, warum bestimmte Organisationsstrukturen so sind, wie sie sind, warum bestimmte Dinge als «normal» angesehen oder als inakzeptabel verworfen und ausgeschlossen werden. In diesem Zusammenhang haben die Naturwissenschaften immer eine wichtige Rolle gespielt, denn der wissenschaftliche Rekurs auf die Natur hat unsere Erfahrungen geprägt – vor allem (...) – was wir als natürlich und selbstverständlich betrachten. So ist es nicht verwunderlich, dass von Seiten der Gender Studies die Definitionsmacht der Naturwissenschaften im Hinblick auf die Geschlechterdifferenz und den Geschlechterdualismus immer wieder kritisiert wurde. (...)»

Der nächste Denkschritt wäre, so Hof, die Oppositionsbildung von Natur/Essentialismus und Konstruktion aufzugeben. Nur damit kann man der Ambivalenz des Körperlichen – in Konstitution durch Materialität und Zuschreibung von Bedeutung – gerecht werden.¹⁶

3. Männlichkeiten

Ist die Geschlechterproblematik frauenspezifisch? Folgt man Georg Simmel (s.o.), so läge das nahe. Schaut man sich die entsprechenden Akteurinnen in Wissenschaft an, ebenso. Dass die Geschlechtlichkeit der Männer nicht ernstgenommen würde, war eine der Voraussetzungen für die sogenannte Neutralität der Wissenschaft gedient. Männer gelten als «übergeschlechtliche, essentielle Entität von Mensch, also des Allgemein-Menschlichen, dessen spezifische Geschlechtlichkeit traditionell ausgeblendet wurde und wird. (...)» Eine Schwierigkeit bei der Analyse von modernen Männlichkeiten ist daher immer wieder die in

¹⁵ Hof, Renate: Geschlechter(in)differenz. Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘, in: Müller, Sabine L./Schütting, Sabine (Hg.): GeschlechterRevisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften, Königstein/TS 2006, 105 f.

¹⁶ Hof 2006, 110.

Luzern, 2. November 2011

ihr eingeschriebene Unsichtbarkeit»¹⁷, eine grundlegende Beobachtung übrigens schon bei Beauvoir.

Innerhalb der Genderforschung hat sich in den vergangenen 20 Jahren die Männlichkeitsforschung etabliert. Das 1995 von Robert Connell erschienene Buch «Masculinities», (Männlichkeiten) ist hierfür grundlegend geworden.¹⁸ Auch Männlichkeit, so Connell, ist ein diskursiv erzeugtes Konstrukt, das historischen und kulturellen Wandlungen unterliegt, und also gehört. Die verschiedenen Männlichkeiten sind innerhalb des sozialen Raums hierarchisch angeordnet.

Zentral ist hier der Begriff der «hegemonialen Männlichkeit». Hegemoniale Männlichkeit ist in der westlichen Welt verbunden mit beruflichem, sozialem und ökonomischem Erfolg und einem weitgehend traditionellen Rollenverständnis. Trotz des realen Aufweichens von Geschlechterrollen wirkt sie nach wie vor normativ. Sie dient zur Abgrenzung gegenüber anderen Männlichkeiten (z.B. gegenüber einem «Weichei», einem «Proll», einem «Chaoten» einem «Looser») und gegenüber Weiblichkeit. Es handelt dabei sich nicht um eine Typologie, um eine «stabile Grösse, sondern ein kulturelles Ideal».¹⁹

Ein Faktor der Durchsetzung von hegemonialer Männlichkeit ist die Komplizenschaft. Es gibt nur wenige Männer, die das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit konsequent umsetzen können, viele andere aber profitieren durch Komplizenschaft davon. Historisch zeigt sie dies in den Männerbünden und in anderen Formen homosozialer Vergemeinschaftung.²⁰

In diesem Zusammenhang ist auch Pierre Bourdieu zu nennen.²¹ Das Geschlechterverhältnis mit der Vorrangstellung des Mannes ist für Bourdieu Spielart symbolischer Herrschaft. Hegemoniale Männlichkeit zeigt sich im Habitus. Der Habitus ist gewissermassen der Knotenpunkt zwischen Körper und Gesellschaft, indem sich subjektiv körperliche und objektiv soziale Strukturen durchdringen.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nimmt Machtbeziehungen und soziale Ungleichheiten unter Männern in den Blick. Diese kommt ohne Bezug auf Weiblichkeit nicht aus. Ein wichtiges Element hegemonialer Männlichkeit ist Abwertung von Homosexualität als Verweiblichung.

Die Verunsicherung durch gewandelte Geschlechtsrollen sind nicht ohne Gegenreaktion geblieben. Edgar Forster spricht von «männlichen Resouveränisierungen».²² Für Hanno Balz ist die Rhetorik von der «Krise der Männlichkeit» ein solcher Versuch:

«Männlichkeit konstituiert sich seit jeher gegenüber Angriffen (...) Dabei kann Männlichkeit nicht die Krise geraten, sondern eher die traditionelle Geschlechterordnung. Als historische und aktuelle Auslöser (...) gelten: Kriege (vor allem verlorene); Revolution, Kolonialismus, Legalisierung von Homosexualität, Feminismus, Arbeitslosigkeit, Konsumgesellschaft, Auflösung der patriarchalen Familienstruktur und vieles mehr.»²³

4. «Alles so schön bunt hier»: Intersektionalität und Diversity

«Von zentraler Bedeutung für die Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung war und ist die Kritik des Schwarzen und Dritte Welt Feminismus (...) Ihre Vertreterinnen heben hervor, dass das, was unter «Geschlecht» verstanden wird, historisch und kulturell variabel ist, plädieren für einen Bruch mit der Vorstellung, Frauen seien eine homogene Gruppe

¹⁷ Balz, Hanno: Hegemoniale Männlichkeiten, in: Jansen-Schulz, Bettina/Von Riesen, Kathrin: Vielfalt und Geschlecht – relevante Kategorien in der Wissenschaft, Opladen u.a. 2011, 116.

¹⁸ Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 1999.

¹⁹ Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf: Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt/Main 2008, 42

²⁰ Vgl. Balz, 118.

²¹ Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/Main 1997, 153-217.

²² Forster, Edgar: Männliche Resouveränisierungen, in: Feministische Studien 2/06, 193-207.

²³ Balz, 119.

Luzern, 2. November 2011

(...).»²⁴ Eine solche selbstkritische Auseinandersetzung und Ausdifferenzierung hat übrigens – das füge ich als Theologin hinzu – schon sehr früh in der feministischen Theologie begonnen.

Auch Connell weist darauf hin, dass ein umfassendes Bild marginalisierter Männlichkeit nur dann entstehen kann, wenn sich Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien verbindet. Connell exemplifiziert diese Relation am Beispiel schwarzer, benachteiligter Männlichkeiten in den USA, die in einem «weiss» dominierten Kontext symbolische Bedeutung für die Konstruktion des sozialen Geschlechts von Weissen haben.

Die Juristin Kimberlé Crenshaw verband als eine der ersten verschiedenen Dimensionen des Ausschlusses. Crenshaws Fallbeispiel ist eine Klage schwarzer Frauen gegen die Einstellungspolitik der Firma General Motors, welche schwarze Frauen systematisch nicht berücksichtigte. Der Vorwurf sexistischer Diskriminierung konnte allerdings nicht zum Tragen kommen, da General Motors weisse Frauen beschäftigte; der Vorwurf des Rassismus traf nicht zu, weil schwarze Männer bei GM arbeiteten. Die Überkreuzung zweier Kategorien lässt sich jedoch nicht einfach addieren, so Crenshaw, sondern wird zu einer neuen Qualität.²⁵ Ihr Ansatz der *Intersektionalität* wurde in der Geschlechter-, Migrations- und Ungleichheitsforschung weiter entwickelt.²⁶

Dazu kommen andere Kategorien wie Körperlichkeit (Krankheit/Behinderung), Alter, sexuelle Orientierung. In der Literatur gibt es verschiedene Vorschläge, welches die relevanten Kategorien sind.²⁷

Diese Problemlage haben auch Frauen mit Behinderungen formuliert. «Wie Krüppelfrauen sind Frauen, die behindert sind, wir werden als Behinderte behandelt, die nebenbei weiblich sind. Behinderte gelten als eine Gruppe zwischen den Geschlechtern. Als eine dritte Gruppe zwischen Männern und Frauen.»²⁸ Ihre Interessen würden weder von Behindertenverbänden noch von den Frauenverbänden wahrgenommen. Beim Thema «Gewalt gegen Frauen» beispielsweise werden sie nicht mit bedacht, weil man glaubt, sie würden nicht Opfer solcher Gewalttaten.

Es besteht mittlerweile ein grundsätzlicher Konsens, dass die Kategorie Gender und die mit ihr verbundenen Machtdimensionen nur in Beziehung mit anderen sozialen Kategorien angesehen werden kann. Statt die Wirkungen von zwei, drei oder noch mehr lediglich zu addieren – was schon schwer genug ist –, geht es darum, die Wechselwirkungen der verschiedenen Kategorien aufzuzeigen.

Daraus ergeben sich jedoch eine Reihe von methodischen Schwierigkeiten. Jede Kategorie ist ein Konstrukt, das nicht nur nicht die Realität abbildet, sondern selbst wieder Herrschaftsstrukturen reproduziert.²⁹

Es sind tatsächlich nicht alle Elemente von Heterogenität gleich wichtig: Da es um den Aspekt von Chancengleichheit in der Bildung und Gerechtigkeit von Lebenschancen geht,

²⁴ Grisard, Dominique: Gender Studies, in: Niederberger, Andres/Schink, Phillip (Hg.): Globalisierung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart Weimar 2011, 187.

²⁵ Crenshaw, Kimberlé: Mapping the margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, in: Stanford Law Review 43 (1991) 6, 139-167; s.a. Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin: Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen u.a. 2007.

²⁶ Jansen-Schulz, Bettina/Von Riesen, Kathrin: Vielfalt und Geschlecht – relevante Kategorien in der Wissenschaft, Opladen u.a. 2011, 11.

²⁷ Degele, Nina/Winker, Gabriele: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld 2009. Dies.: Intersektionalität als Mehrebenenanalyse, 2007. http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf (abgerufen 30.10.11); Lutz und Wenning z.B. benennen 13 bipolare hierarchische Differenzlinien; Lutz, Helma / Wenning, Norbert: Differenzen über Differenz - Einführung in die Debatten, in: dies. (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen 2001, 11–24.

²⁸ Zit. nach Walgenbach, Katharina u.a (Hg.): Gender als interdependente Kategorie : Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen 2007, 31.

²⁹ McCall, Leslie: The Complexity of Intersectionality, in: Signs. Journal of Women in Culture and Society, 30 (2005) 3, 1771-1800.

Luzern, 2. November 2011

treten solche Kategorien in den Blick, die sich als beeinträchtigend auswirken. Das zeigt sich beispielhaft in der Bildungsforschung.

Die These von den Jungen als Bildungsverlierer wurde in den Medien schnell und willkommen zu antifeministischer Polemik gewendet: Benachteiligung von Jungen geschehe durch mädchenkonforme Methoden und Verweiblichung des Lehrpersonals. Betrachtet man die Untersuchungsergebnisse der PISA-Studie jedoch genau, zeigt sich, dass die Kombination von sozialen Faktoren und Geschlecht entscheidend ist. So finden sich Jungen sowohl am ganz unteren Ende wie am oberen Ende der Skala wieder. Überhaupt sind die Unterschiede innerhalb der Geschlechter weitaus grösser als die zwischen den Geschlechtern. Dass Jungen die Schule häufiger ohne Abschluss verlassen, gilt vor allem für jene, die mit geringem ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital ausgestattet sind.

Das Individuum steht im Schnittpunkt vieler Achsen der Ungleichheit. Das bedeutet aber nicht, dass nur solche Kategorien von Bedeutung sind, die zu Ausschluss oder Benachteiligung führen. Dass die Vielfalt von Menschen und die Vielschichtigkeit der Identitäten eine Ressource für die Wirtschaft darstellt, ist der Denkansatz des Diversity-Denkens (Wobei affirmative-action-Massnahmen us-amerikanischer Mutterfirmen und EU-Antidiskriminierungsrichtlinien auch etwas dazu beigetragen haben mögen).³⁰

«Der Begriff «Diversity» wird primär im Kontext von Globalisierung und Internationalisierung von Unternehmen verwendet und vereint unterschiedliche Implikationen: im betriebswirtschaftlichen Kontext ist Diversity-Management in erster Linie eine Methode, «Humanressourcen» optimal zu nutzen. Dabei geht es dem Unternehmen z.B. um die Verwertung der Verschiedenheit ihrer Mitarbeitenden zur Optimierung von Werbekonzepten und Produktentwicklungen.»³¹ Diversity-Management stellt sich die Frage nach Gerechtigkeit und Chancengleichheit nicht, sondern nach der Passgenauigkeit für eine bestimmte Funktion innerhalb einer Organisation.

Ich möchte diesen Abschnitt mit einem Beispiel beschliessen. Es geht um die Berufung von Barbara Kux in den Siemens-Aufsichtsrat im November 2008, berichtet in der FR vom 15.11.2008. Diese wird in der Tageszeitung «Frankfurter Rundschau» (15.11.2008) als Berufung «mit Symbolkraft» bezeichnet, weil sie als erste Frau diesem Gremium angehört. Das sei «ein wichtiges Signal für alle berufstätigen Frauen und unsere Gesellschaft» meinte Petra Ledendecker, die Präsidentin des Verbandes deutscher Unternehmerinnen. Besteht also Anlass zur Hoffnung für die nächste Frauengeneration, oder schon für diese? Wer ist Barbara Kux? Sie hat in den letzten fünf Jahren den niederländischen Konzern Philipps saniert, galt als «grünes Gewissen des Konzerns». Sie absolvierte die französische Elite-Universität Isead in Fontainebleau, arbeitete als Managerin bei Ford und Nestlé, galt als mächtigste Geschäftsfrau der Schweiz, seit 1995 ist sie im Kreis «Global Leads of Tomorrow» des World Economic Forum. Hier hätte eine intersektionalitätsbezogene Perspektive zur Klärung beigetragen. Wie kommt man darauf, dass man es hier mit einer durchschnittlichen Frau zu tun hat? Nein, das ist kein Signal «für alle berufstätigen Frauen», die nicht dieselben Startbedingungen, Ausbildungsmöglichkeiten und dasselbe Talent haben. Was es vielleicht zeigt, ist dass es offensichtlich immer noch viel Zeit braucht, damit selbst solche begabten und hochkompetenten Frauen in solche Posten kommen.

Zwischenresumee

Die Intersektionalitätsperspektive wiederum stellt das Individuum mit seiner durch vielfältige Einflüsse geprägten Identität in den Mittelpunkt: Hier ist jede/r ein Sonderfall. Das Igno-

³⁰ Lederle, Sabine: Die Ökonomisierung des Anderen : eine neoinstitutionalistisch inspirierte Analyse des Diversity Management-Diskurses , Wiesbaden 2008, 155 ff.

³¹ Walgenbach, Katharina u.a (Hg.): Gender als interdependente Kategorie : Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen 2007, 8.

Luzern, 2. November 2011

rieren des unbequemen Genderaspektes liegt da nahe. Böse Zungen behaupten, der Diversity-Diskurs diene dazu, von den Beunruhigungen, die von den Veränderungen des Geschlechterverhältnisses ausgehen, zu entgehen und sie zu verdrängen. Dennoch wird Genderforschung in Zukunft nur unter Berücksichtigung von Intersektionalität möglich sein. Wie wichtig und relevant ist tatsächlich das Thema Geschlecht? Durchdringt es tatsächlich alle Bereiche (wie beim Gender-Mainstreaming) oder ist es ein Relikt der Vormoderne? Ist nur noch entscheidend, wer ganz ‚objektiv‘ den Erfordernissen der Funktionssysteme entspricht?

Es ist allerdings festzuhalten, dass gerade in weltweiter Perspektive Frauendiskriminierung ein Thema ist und bleibt, ein Faktum, das im Übrigen nicht gegen legitime Ansprüche der Gleichbehandlung hierzulande ausgespielt werden sollte.

5. Ungleichzeitigkeiten: Kein *vom Vom zum Zum* (Jandl)

Ungleichzeitigkeit ist ein Kennzeichen des Genderdiskurses. Meine Darstellung ist viel geradliniger und geordneter als die äusserst heterogene Forschungslandschaft mit ihrer Disziplinenvielfalt. Unterschiedlich ist auch das Ausmass, in welchem die Genderforschung in den wissenschaftlichen Mainstream Eingang gefunden hat. Knapp bemerkt, dass «das geläufige Erzählmuster, nach dem die Frauen- und Geschlechterforschung eine Entwicklung vom differenzvergessenen essentialistischen Universalismus hin zu einem differenzsensiblen dekonstruktiven Postfeminismus durchlaufen hat, irreführend ist.»³²

Eine weitere Komplikation liegt darin, dass das Thema nicht nur in der Wissenschaft verhandelt wird, sondern auch in der Politik, in der Gesellschaft und auf der privaten Ebene.

«Auf der einen Seite existiert eine bisher nie dagewesene Flexibilität der gender-Konstruktionen, auf der anderen eine ungebrochene Stabilität der Geschlechterdifferenz, die weithin den Anschein von Natürlichkeit erweckt. (...) Gleichzeitig begegnet man der Geschlechterforschung mit einem seltsamen Nebeneinander von Beachtung und Ablehnung.»³³ Selbst Intersectionality, «der Blick auf die Überschneidungen zwischen unterschiedlichen Formen von Ungleichheit und Differenz», ist «nicht so neu», gerade auch in der feministischen Forschung, wie manchmal behauptet wird.³⁴

Zur Ungleichzeitigkeit gehört auch, dass die Hausaufgaben auch der angeblich überholten Theorieansätze noch nicht alle erledigt sind. Virginia Woolf beklagt in «A Room of one's own» den «Mangel an Fakten» im Hinblick auf den weiblichen Anteil an Kultur und Geschichte.³⁵ Trotz der nun schon langjährigen Frauenforschung ist dieser Mangel längst nicht behoben.

In der Politik werden Genderthemen, wenn überhaupt, gleichheitsfeministisch verhandelt – was sich übrigens auch in entsprechenden SNF-Ausschreibungen niederschlägt.

«In den Medien ist zum Teil von «Quotenterror» die Rede oder auch vom Feminismus als «Gedankenpolizei». Der Sozialwissenschaftler Simon Möller sieht diese antifeministischen Phänomene als Folge einer falsch verstandenen Diskussion um political und sexual correctness.»³⁶ Zu den Medienstrategien gehört es auch, Frauen mit antifeministischen Positionen in den Vordergrund zu rücken.

³² Knapp, 39.

³³ Hof, Renate: Geschlechter(in)differenz: Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘, in: Müller, Sabine L./Schülting, Sabine (Hg.): GeschlechterRevisionen, Königstein 2006, 101.

³⁴ Knapp, Gudrun-Axeli. ‚Intersectionality‘- ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, 33-53, hier 33.

³⁵ Woolf, Virginia: Ein Zimmer für sich allein, Frankfurt/M. 1983, 52.

³⁶ Hof 2006, 104.

Luzern, 2. November 2011

Wir beobachten Phänomene wie die Sexualisierung von Mädchen³⁷ und die Gegenbewegung der Schlampendemonstrationen (in Kanada, in Deutschland, in Indien), die Renaissance des «natürlichen» Geschlechtergegensatzes und die sehr späte Erkenntnis der Pharmaindustrie, dass Medikamente geschlechtsspezifisch wirken können.

Schliesslich gibt es die private Ebene der subjektiven Geschlechtsidentität, die umso einfacher ist, je mehr sie der Heteronormativität entspricht. Es gibt die Erfahrungen privater Beziehungen und ihre je individuellen Deutungen. Dass jeder Mensch von der Zweigeschlechtlichkeit betroffen ist, mag die teilweise emotionalisierten, engagierten oder auch aggressiven Einwürfe erklären. Die persönliche Betroffenheit kann vielleicht Auslöser, nicht aber Massstab für Genderforschung sein.

6. Denkanstösse

Genderüberlegungen in einer Organisation werden oft als unbequeme, ja kontraproduktive Einschränkung individueller oder organisationsbezogener Entscheidungen empfunden.

Für die Organisation Universität ist die Herausforderung des Genderthemas eine zweifache: Will man eine soziale und/oder geschlechtliche Monokultur oder erhofft man sich etwas von der Vielfalt der Mitarbeitenden? Als eine von öffentlichen Mitteln finanzierte Bildungsinstitution mit einem gesamtgesellschaftlichen Auftrag muss sie sich aber auch die Frage nach Fairness und Gerechtigkeit stellen, idealerweise, bevor sie jemand einklagt.

Worin besteht die Herausforderung für die Universität als Ort der Erkenntnisgewinnung?

Auch für die Universität als Stätte, wo Wissen rezipiert, produziert und weitergegeben wird, ist Vielfalt ein Erfordernis, weil Vielfalt eine Instanz der Selbstkritik ist. Vielfalt trägt dazu bei, Kurzschlüsse und Einseitigkeiten in der Wissensproduktion zu vermeiden.

Der Rekurs auf die «vorreflexive Unschuld»³⁸, wie Michael Meuser sie nennt, die «vorreflexive Unschuld» im Hinblick auf das Gender ist heute an einem Ort der Wissensproduktion, die sich zudem stark gesellschaftswissenschaftlich positioniert, wie unsere Universität, nicht mehr akzeptabel. Es dürfte nicht mehr möglich sein, «Wissenschaft zu betreiben, ohne die Ergebnisse der Gender Studies in irgendeiner Form zur Kenntnis zu nehmen.»³⁹

Mit Hark stimme ich überein, wenn sie sagt: «Wichtig ist also zu fragen, ob und wie unsere Instrumente und Diskurse helfen, den Boden zu bereiten, dass die Institution Wissenschaft die Mythen über sich selbst weiter fortschreiben kann, nämlich dass es um Wissenschaftlichkeit, Förderung der Besten ohne Ansehen der Person etc. geht und sie damit gleichzeitig die Prinzipien, die tatsächlich das organisatorische Handeln leiten, weiterhin verdecken können.»⁴⁰

Das Genderthema fordert heraus, über die ethischen Ideale der Universität nachzudenken. Es geht nicht hier darum, die Guten und die Bösen zu identifizieren; es geht auch nicht darum, wer am meisten unterdrückt ist und deshalb den grössten Mitleidsbonus für sich beanspruchen kann. Die Gerechtigkeitsdiskussion hat den Nachteil, dass ein Wettbewerb darüber ausbricht, wer am meisten Nachholbedarf hat, (z.B. Jungen-Pädagogik)

Vielmehr ginge es darum, um mit Prengel zu sprechen, ein emanzipatorisches Konzept von Differenz zu entwickeln und umzusetzen. Das ist nur möglich in der Wechselwirkung

³⁷ Walter, Natasha: Living Dolls. The Return of Sexism, London 2010 und den Augenschein in der Bekleidungs- und Spielzeugabteilung

³⁸ Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Wiesbaden 2006, 138.

³⁹ Hof 2006, 105.

⁴⁰ Hark, Sabine: Der männliche Wissenschaftskörper und die Frauenförderung. Paradoxien eines unaufhaltsamen Einstiegs, in: Batisweiler, Claudia u.a. (Hg.): Geschlechterpolitik an Hochschulen. Zwischen Frauenförderung und Gender Mainstreaming, Opladen 2001, 60.

Luzern, 2. November 2011

mit anderen Leitlinien der Universität wie etwa die Freiheit der Forschung oder eine wirksame Lehre für viele.